

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 31

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31
XVI. Jahrgang
1926

Bern
31. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Mütter (zum 1. August 1926).

Von Ernst Oser.

Kein Scherflein diente dem Feste
So gut, wie euch im Land.
Ihr schenkt uns das höchste, Beste,
Ihr Mütter, mit sorgender Hand.

Keinen Herzschlag gibt es auf Erden,
Ihr Mütter, dem euern gleich.
Das Leben lässt ihr werden,
Die Welt macht ihr so reich.

Und birgt das schützende Linnen
Ein Kindlein zart und schwach,
Ob auch die Stunden zerrinnen,
Die Mutterliebe bleibt wach.

In vielen weinenden Nächten,
Durch manchen bitteren Tag —
Und ob sie das Schlimmste brächten —
Nie ward eure Treue zag.

Mütter! Den Tag zu ehren,
Oeffnen wir alle die Hand.

Und wenn ein zehrendes Leiden
Euch selber in Banden schlug,
Wenn Kummer, Sorgen und Meiden
Brachen der Kräfte Flug,

Dann war es das größte Lieben,
Die doch des Kindes gedacht,
Die trotz des Geschickes blieben
Ihm mutig noch zugelacht.

In allen den weiten Welten
Ging stets ein Wunder auf.
Ob Völker und Zeiten zerschellten,
Es nahm seinen ewigen Lauf.

Das Wunder heißt: Muttertreue.
Es leuchtet, ein goldener Stern.
Einst schon, auf dürtiger Streue,
Barg es den Heiland, den Herrn.

Gilt's eurer Not zu wehren,
Gibt froh das ganze Land!

Das Wunder ist uns geblieben.
Seht dort! Ein Mütterlein
Mit seines Lebens Lieben
Ging es zum Tode ein.

Seht hier! In der Blüte der Jahre
Liegt siech ein junges Weib.
Die Kraft, jene wunderbare,
Hält noch ihren kranken Leib.

Sie will dem Kindlein gesunden,
Das sie in Nöten gebar ...
Wer stillt ihre Sorgen und Wunden?
Wer bannt ihres Leidens Gefahr?

Helft, helft, ihr Eidgenossen,
Es gilt einem hohen Fest!
Wir halten den Bund geschlossen
In Nord, Süd, Ost und West!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Huggenberger.

Unverstehens stand jetzt der Spleiß neben ihnen. Sabine musste ihn auch bemerkt haben; aber sie tat nicht dergleichen. Nun fragte er sie mit einer höflichen Verneigung um den nächsten Polka.

Heinrich wußte, daß sie nicht wohl nein sagen durfte. Dennoch gab ihm ihre freundliche Zusage einen Stich durchs Herz. Während der Tanz begann, drückte er sich, ohne den beiden auch nur nachzusehen, hinaus und stieg langsam nach der Stube hinab. Er setzte sich an seinen alten Platz und plauderte mit dem Schmied Eptinger, wie wenn nichts gewesen wäre.

Freilich litt es ihn nie lange auf seinem Stuhl. Aber so oft er mit einem lauernden Blick droben an der Saaltür Ausschau hielt, immer waren der Spleiß und Sabine zusammen ein Paar. Heinrich wunderte sich eigentlich gar nicht so sehr, daß für den Spleiß sonst kein Mädelchen da

zu sein schien, nicht einmal Lina Amberger, die sich jetzt bescheiden mit dem Jakoben-Heinrich begnügen mußte.

Er kam allgemach zur Überzeugung, daß er da nichts mehr zu suchen habe und überhaupt für heute ganz überflüssig sei. Um dem Jahrestag doch gewissermaßen einen Abschluß zu geben, bestellte er sich drunter ein Gericht Rutteln. Nachdem er mit Essen fertig war, ging er hinaus und setzte sich unschlüssig auf die für die Fuhrwerke auf dem freien Platz angebrachte Querstange. Fast unbewußt zog er die verschrumpfte Papierdüte aus der Tasche und knusperte an einem klebrigen Zuckerstücke. Jenseits der Straße sah er in dunklen Umrissen das väterliche Heimwesen stehen, es kam ihm in diesem Augenblick arm und unwert vor. Jedesmal, wenn droben wieder ein Tanz begann, hielt er sich mit beiden Händen die Ohren zu, um die verhaften Töne nicht hören zu müssen.

Da zupfte ihn unversehens jemand leise am Rockärmel. Sabine Bucher stand hinter ihm.

„Ich hab' dich lang warten lassen“, sagte sie etwas unsicher. „Wollen wir jetzt gehen?“ Es lag eine gewisse verstörte Hast in ihrem Wesen. Sie sah sich zweimal verstoßen um, ob ihr niemand folge.

Heinrich konnte das Merkwürdige nicht gleich fassen. „Ja — — seid ihr jetzt schon fertig miteinander?“ fragte er heimlich grob.

Als sie hierüber stutzig wurde, glaubte er sich rasch verbessern zu müssen. „Hä, natürlich komm' ich. Zu was wär' ich denn sonst da? ...“

Die letzten Worte fielen etwas spitzig aus. Dabei blieb er wie angewachsen auf der Stange sitzen.

Nun sah sie ihn leicht am Handgelenk. „Gelt — bitte! Du machst sonst, daß ich nicht fortkomme. Es ist mir daran gelegen! ...“

Er verstand immer noch nicht recht, gab aber doch ihrem Drängen nach und schritt neben ihr die Dorfstraße hinauf; erst langsam und zögernd, dann nach und nach, von ihrer Eile angestiebt, etwas schneller.

Bei den letzten Häusern ließ ihre Hast unvermittelt nach. Das legte er so aus, als fange sie bereits an, ihre Flucht zu bereuen.

Er blieb stehen und sah sie durch die Dunkelheit von der Seite an: „Du wärst vielleicht doch noch gern geblieben?“ fragte er misstrauisch.

Sie mußte sich ein wenig bessinnen. „Warum? ...“ Aus dem Ton ihrer Frage klang es wie ein leises Zugeständnis.

Dann lachte sie gezwungen. „Wer mit seinem Schutzengel gehen muß, fragt nicht, ob gern oder ungern.“

Sie waren nun wieder ein paar Schritte gegangen. Er kaute an ihren Worten herum und konnte nicht klug werden. Vielleicht befolgte sie bloß den Willen ihrer besorgten Mutter, indem sie jetzt schon heimging. Und mit ihm.

„Aus dir kommt man nie ganz“, sagte er bekümmert.

„Aus dir noch viel weniger“, gab sie unwillig zurück.

Heinrich konnte nichts dafür, es kam plötzlich wieder eine Welle von Zorn und Eifersucht in ihm hoch. Zorn gegen sich selber und seine Unbeholfenheit, und Neid gegen den Glücklichen, der ihm sein Mädchen weggestohlen. Denn es war ihm auf Augenblide, als gehe nur Sabinens Schatten neben ihm her, sie selber aber, ihr blutvolles Leben liege nach wie vor in den Armen ihres Tänzers im Röhlisaale.

„Du mußt denn also nicht glauben, du seiest mir etwas schuldig“, brachte er trocken vor, gewissermaßen gegen seinen eigenen Willen. „Ich meine, wegen dem Versprechen. Geiß, wenn du halt lieber...“

Sie hielt die Schritte an. „Was lieber?“ ... Ihre Worte klangen fremd und feindlich. „Wenn es so ist — —“ sie sann eine Weile nach, die Augen unverwandt an den Boden gehaftet. Dann kehrte sie sich mit einem Ruck von ihm ab und eilte leichtfüßig mit fliegenden Röcken den Weg zurück, den sie eben mit ihm gekommen war.

Er stand lange regungslos und sah ihr nach. „Du bist ein Kamel gewesen!“ sagte er ganz laut zu sich selber.

Als Heinrich ungefähr eine Stunde später wieder neben anderen Gaffenden unter der Tür des Röhlisaales stand, konnte er das Gewoge der Tanzenden nicht mehr ganz

klaren Auges überschauen. Er fühlte das deutlich, und ebenso sehr das Unvermögen, sein eigenes Ich restlos in seine Gewalt zu bringen.

Sabine tanzte mit Spleiß. Das hatte er sich nicht anders gedacht; aber er mußte sich doch immer wieder unsicherem Blides davon überzeugen. Die Wangen des Mädchens waren warm geworden. Ein paar Locken ihres mühsam glattgekämmten Haares hatten sich auf ihre frühere Unbotmäßigkeit besonnen; als zierliche Fähnlein der Luft flatterten sie vergnüglich im Kreise mit.

Hin und wieder schwatzte ihr Tänzer zwei, drei Worte mit ihr und sah sie dabei durch einen Schimmer von Weinfreude hindurch an. Es war Heinrich, als trinke der Glückliche alle Süße aus ihren Augen fort. Nicht als ein Gottgeschenk, nein, nur als das Flitterangebinde eines gutgelaunten Zufalls. Und ein anderer hätte an dem Schatz ein ganzes Leben lang zehren können! ...

Während einer Tanzpause leistete sich Heinrich das kleine Vergnügen, mit der offenen Zuckerdüte lachend und grölend von einem Paar zum andern zu gehen und die Mädchen von seinem Gerstenzucker naschen zu lassen, wobei er sich in seinem ausgelassenen Tun selber unwirklich und schattenhaft vorkam. Auch Sabine Bucher, die mit Spleiß nahe beim Saaleingang stand, mußte ein Stücklein nehmen. Sie dankte mit zierlicher Besangenheit, ohne ihn anzusehen.

Nachdem er sich bereits von den beiden weg gewandt hatte, kehrte er sich noch einmal wie unwillkürlich gegen Spleiß um und sagte grob und unvermittelt:

„Die Zugereisten gehörten von Rechts wegen um diese Zeit heim.“

Der so Angerempelte maß ihn mit dem verächtlichen Blick des Überlegenen. „Du kannst mich heiraten, wenn du Geld hast!“ höhnte er mit geringelbäigem Spott.

In der gleichen Sekunde hatten sich die beiden schon gefaßt. Sperrend und keuchend, jeder unter äußerster Kraftanstrengung, suchte einer den anderen zur Türöffnung hinauszustoßen. Ein paar unzulängliche Beschwichtigungsversuche hatten keinen Erfolg, auch dann nicht, als sich die hizigen Kampfschäne bereits draußen im schmalen Gang hin und her zerrten, offensichtlich der nahen Stiegenlücke zustrebend.

„Haltet sie fest. Es gibt etwas Dummes!“ riefen jetzt viele Stimmen durcheinander. Aber es war zu spät: polternd schlugen die Ringenden jetzt kopfüber die steile Treppe hinunter.

Heinrich Lenz mußte besinnungslos in eine Kammer getragen werden, wo er indes bald wieder zu sich selber kam, während der Spleiß mit einem verstauchten Fuße sich zur Not nach Hause schleppen konnte. Als sich unter anderen auch Sabine Bucher nach Heinrichs Befinden erkundigen wollte, bedeutete ihr dieser mit einer nicht misszuverstehenden Handbewegung, daß ihm an ihrem Trost nichts gelegen sei. „Dir zulieb hab' ich's einweg nicht getan“, sagte er unfreundlich. „Bloß weil's mir Freude gemacht hat. Und fertig ist fertig.“

Noch in der gleichen Woche wußte man im Dorf, daß Sabine nun ihrer Mutter den Gefallen getan und den wenig verlockenden Dienst bei der Erbbase in Litten schwand neuerdings angetreten habe. Sie habe sich vor dem



Das Rütti, die Wiege des Schweizerbundes. (Nach einem alten Stich.)

Fortgehen bei der Zellegg-Rosine verschworen, man werde sie am Lenzenberg zwei Jahre nicht mehr sehen.

„Fertig ist fertig“, sagte Heinrich im Hausgang leise zu sich selber, nachdem ihm Annette die Neugkeit geschwätzigen Tones hinterbracht hatte. „Aber schuld bin ich doch daran, daß sie jetzt da leben muß, wo sie nicht daheim ist und wo ihr alles wider den Strich geht.“

Was den Räiser Spleiß anbetrifft, so hatte der am Sonntag das letzte Mal als Prediger im Röhlisaal getanzt; schon drei Wochen später mußte er daheim den Hochzeitsrock anziehen. Sein Vater, hieß es, habe ihn nach der richtigen, rechten Art in die Schuhe gestellt, und Grund zum Vorwärtsmachen sei da einweg vorhanden gewesen.

Sechstes Kapitel.

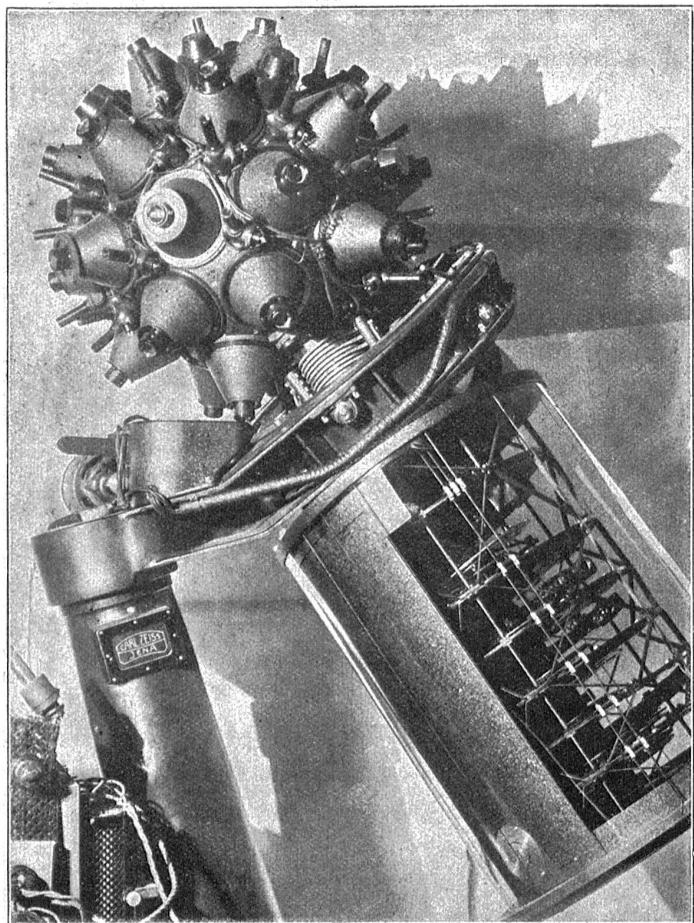
Ums tägliche Brot.

Um diese Zeit mußte es geschehen, daß den Lenzenmärti die große Niederlage seines Lebens traf. Der plötzliche, unerwartete Verlust der Jahr und Tag innegehabten Straßenwärterstelle und die Unmöglichkeit, anderweitigen Nebenverdienst aufzutreiben, zwangen ihn in die mißliche Lage, für sich und seinen Jungen da Arbeit zu nehmen, wo sie zu haben war: im Gemeindewald derer von Kasparshub. Der Ertrag des schmalen Güthens reichte eben nicht

sehr weit; und jeden Herbst kam unerbittlich der gefürchtete Martinitag, an dem der Jahreszins für die achttausend Franken fällig wurde, die der Entenmoser auf dem Heimwesen stehen hatte. Das wenige, das Annette beim Rebwerk verdiente, legte sie mit rührender Gewissenhaftigkeit für ihre Aussteuer beiseite, und noch manchen geschnüggelten Bazen dazu, obwohl ihr der Vater jeden Tag dreimal versicherte, sie werde so wenig einen Mann bekommen, als er das große Los in der Hamburger Lotterie.

Der Lenzenmärti sperzte sich mit Händen und Füßen, bevor er in den saueren Apfel biß. Er fragte in dem anderthalb Stunden weit entfernten Gräpnacher Hobelwerk an, jeder Handlangerdienst wäre ihm anständig gewesen, auch beim Verwalter des Heimensberger Schloßgutes sprach er vor, wo es sonst immer, wenigstens den Sommer über, etwas zu verdienen gab. Aber überall hieß es, man sei bereits zum Ueberfluß mit Leuten versehen, und man könne nicht auf die warten, die so hintendrin kämen, wenn alle Märkte verlaufen seien.

Im Anfang schien es ihm schlechterdings ganz undenkbar. Jeden zweiten Samstag würde er in der Stube des Försters Steinli in Kasparshub stehen und mit der Mütze in der Hand bescheidenlich auf die Ausrichtung des Zweiwochenlohnes warten! Und vielleicht mußte er sogar im



Das Instrument des Zeiss-Planetariums.

Teuffenwald schaffen, von dem jedes Kind wußte, daß er von Rechts wegen denen von Lenzenholz gehörte, indem der schöne Besitz zu einer Zeit, da man Waldeigentum noch nicht zu schätzen wußte, durch eine gewissenlose Lenzenholzer Ortsbehörde beim Kartenspiel an die von Raspashub vertrödelt worden war. —

Aber in der Not friszt der Teufel Fliegen. In der Not fand der Lenzenmärti den Weg nach Raspashub hinab. Und der Förster Steinli zeigte sich keineswegs ungnädig, als das steife, zähe Männlein ihm sein Anliegen vorbrachte. Denn der Förstermeister Knell von Schmelzach war just da wegen der neuen Waldstraße durchs Teuffenholz. —

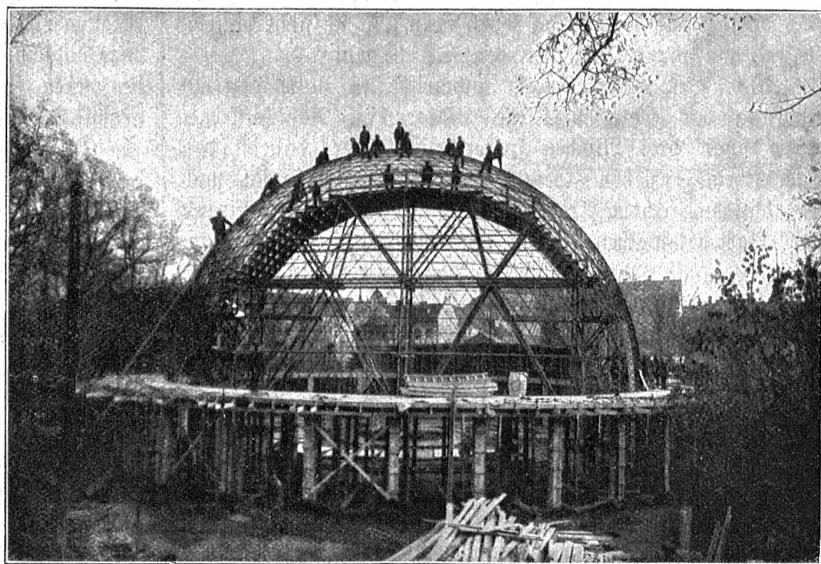
Ja, es gab Arbeit, Arbeit, so viel man wollte. Der Steinli hat seine glatteste Sonntagsmiene auf, während er das sagte. Es war seine Art, sich immer besondere Mühe zu geben, daß auf seinem Gesicht geschrieben stand: Ich bin ein ehrbarer, ernsthafter Mensch, mir wird nie einer etwas anhaben können. Aber dahinter konnte man ohne Not lesen: „Wenn etwas Schlechtes ausgedacht werden muß, mach ich's zum halben Preis.“ Nicht umsonst hieß es am Lenzenberg, wenn der Steinli so groß wäre wie schlecht, könnte er aus dem Dachfenst trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Planetarium.

Das deutsche Volk marschiert zweifellos an der Spize was Schul- und Volksbildung anbelangt. Es hat die besteingerichteten Schulanstalten und gibt ungezählte Millionen aus zur Aufklärung seiner heranwachsenden Jugend. Wir denken da an die vor kurzem eröffnete großartige Ausstellung für Gesundheitspflege und Leibesübung, die mit raffinierten Mitteln der Anschauung dem Volke gesundheitsfördernde Grundsätze einpflanzen will. Wir Schweizer nutzen in ganz besonderem Maße die Anregungen, die von der deutschen Schule ausgehen. So werden wir vermutlich bald auch in Zürich, Basel oder in einer andern Schweizerstadt das erste Planetarium ersteren sehen.

Das Planetarium ist die neueste Schöpfung deutschen Geistes, die der Volksbildung dienen will. Es ist eine Einrichtung zur Veranschaulichung der Bewegungsvorgänge im Weltall. Die Kenntnis der kosmischen Zusammenhänge ist je und je ein geistiges Gut gewesen, nach dem die Menschheit ein sehnliches Verlangen in sich trägt. Diesem Verlangen wollten die Konstrukteure des Planetarium entgegenkommen. Auf die denkbar bequemste Weise kommt hier das Volk zu Vorstellungen über den Lauf der Gestirne. Es zahlt ein kleines Eintrittsgeld und blickt, in bequemen Stühlen sitzend, an die Decke eines Kuppelsaales. Die elektrischen Lampen werden ausgedreht, dunkle Nacht umfaßt das Publikum. Nun blicken droben am Gewölbe einzelne Lichtlein auf, dann immer mehr und immer mehr. Der Zuschauer glaubt im Freien zu sitzen, über sich das sternbesäte Firmament. Plötzlich am Horizont ein Leuchten: die leuchtende Scheibe des Vollmondes erscheint, erst bloß mit ihrem oberen Rand, dann steigt sie höher, wird rund und voll und schwebt endlich ganz über dem Horizonte; die Sternbilder: Großer Bär, Leier, Orion, Rasiopoeia verblassen — die Illusion des Weltraumes ist vollständig; man vergißt, daß man in einem Gebäude sitzt, über sich eine feste Decke; man glaubt, die Fixsterne aus tiefsten Himmelsräumen erstrahlen zu sehen und glaubt an das Wunder der Milchstraße über sich. Und nun das Sensationelle an der sonderbaren Täuschung: die ganze unendliche Sternenschar bewegt sich. Die Fixsterne: Polarstern, Wega, Altair, Aldebaran, Arktur, Sirius, Rastor und Polux und wie die Größen alle heißen; sie und die Tausende ihrer kleineren Geschwister bewegen sich in einem Sinne; aber eigenwillig wandeln die Planeten Venus, Mars, Jupiter und wandelt der Trabant der Erde,



Kuppelkonstruktion. (Netzwerkkuppel des Projektionsraumes des Jenaer Planetariums im Bau.)